

Wie ich Predigerin wurde

Autor(en): **Petzold, Gertrud von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **11 (1906-1907)**

Heft 11

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310537>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bureau in Washington gelieferte Schrift „Helen Keller Souvenir II.“ wesentliche Dienste leistete und mir genauen Aufschluss über die Vorbereitungen H. Kellers zur Aufnahme-Prüfung fürs Radcliffe-College und über diese Prüfung selbst gab.

Zudem finde ich in der Schrift „Die Taubstummblinden“ des Taubstummenlehrers Riemann, der im Taubblindenunterricht Erfahrung hat, dass er die Frage „Glauben Sie, dass der Inhalt des Buches — „Geschichte meines Lebens“ — im grossen und ganzen der Wahrheit entspricht?“ mit „Ja“ beantwortet.

In derselben Schrift ist folgendes Zeugnis der Frau Anrep-Nordin in Venersborg, die langjährige Erfahrung im Taubblindenunterricht hinter sich hat, enthalten: „Ja, ich habe wirklich Helen Keller kennen gelernt und mit ihr geredet und habe sie mehrere Stunden studieren können. Sie ist ein Wunder von Intelligenz und Kapazität. Ich begegnete ihr sehr zweifelhaft und war entschlossen, Auge und Ohren offen zu halten. Miss Sullivan verliess uns bald, was mir die beste Gelegenheit gab, mich mit Miss Keller frei zu unterhalten. Ich brauchte selten eine ganze Frage zu tun, bis die Antwort kam. Nach einer Weile redete ich sie deutsch an, und wir unterhielten uns ebenso fliessend wie vorher. Wir redeten von Kunst, Geschichte, Poesie usw. und ich suchte sie zu verwirren; nie gelang es mir.“

Alles dieses zeigt mir, dass die Schlüsse, die ich aus meinen theoretischen Erörterungen gezogen habe, nicht aufrecht zu halten sind. Ich erkenne das an und verhehle nicht, dass es mir um Helen Keller willen leid tut, zu falschen Folgerungen gekommen zu sein. Ich versage es mir, hier Umstände zu kennzeichnen, die meinen Irrtum einigermaßen verständlich machen.

Wenn ich in Zukunft versuchen möchte, meinen Irrtum wieder gut zu machen, so möchte ich gegenwärtig in der Ausführung meiner Absicht einen kleinen Anfang machen und deutschen Interessenten das Werk zugänglich machen, das mir in Helen Keller-Angelegenheit so viel Aufklärung bot.

Hochachtungsvoll!

Rudolf Brohmer.

Wie ich Predigerin wurde.*

Ich habe die Bibel immer lieb gehabt. Als Kind hat sie mir eine Welt der Träume erschlossen und meiner Phantasie reiche Nahrung gegeben. Meine Mutter hat mich beten gelehrt, und durch sie habe ich Gott als einen lieben Vater erkennen gelernt und den Herrn Jesus als meinen Bruder und geistigen Führer. Als ein kleines Mädchen habe ich religiöse Lieder gedichtet, und durch meine Mutter, die viel Trauriges im Leben erfahren hatte, lernte ich meine ganze Gefühlswelt auf das religiöse Gebiet zu konzentrieren. Später habe ich dann in der Schule Religionsunterricht gehabt, und als ich älter wurde, habe ich ganze biblische Geschichten auswendig gelernt, und den Lutherischen Katechismus mit allen seinen Erklärungen und Bibelsprüchen konnte ich am Schnürchen hersagen.

Mit 18 Jahren habe ich das höhere Lehrerinnenexamen gemacht, und damit war ich staatlicherseits berechtigt, andere zu lehren. — Aber ich hatte

* Schweiz. Protestantenblatt Nr. 25.

kaum das Seminar verlassen, als es mir klar wurde, wie unzureichend meine Bildung gewesen war; und es erwachte in mir der brennende Wunsch, sie zu vertiefen, ja sozusagen ganz von vorn wieder anzufangen.

In Deutschland fing man damals gerade an, von dem Oberlehrerinnenexamen zu reden, aber mir erschien das von vornherein eine halbe Sache. Auch hatte ich keine Lust, fünf Jahre darauf zu warten. Und so entschloss ich mich kurz und schnell, nach England zu gehen, das mir schon lange als das Land der Freiheit gewinkt hatte.

Dort verwandte ich die nächsten zwei Jahre, teils lehrend, mehr aber lernend, auf das Studium des Englischen, der alten Sprachen und Mathematik und machte darauf das Maturitätsexamen im hohen Norden Schottlands, an der Universität zu St. Andrews.

Dann fing ich an, Medizin zu studieren, und ich erinnere mich noch genau, welches ungeahnte Staunen und Entzücken meine ersten Einblicke in die Welt der Wissenschaft in mir wachriefen. — Dennoch hatte ich das medizinische Studium nur ergriffen, weil es am nächsten auf der Hand lag; wirklich im Innersten bewegten mich ganz andere Dinge. Schon seit meiner Seminarzeit hatte ich angefangen zu zweifeln an der traditionellen Form des Christentums, wie es im Katechismus gelehrt war. Besonders aber war ich bereits zu der Überzeugung gelangt, dass viele der biblischen Geschichten unmöglich wörtlich aufzufassen seien, wie es von uns noch auf dem Seminar verlangt worden war. Was war denn aber wahr an der Bibel? Was war wahr am Christentum? Was durfte man denn überhaupt noch glauben von den sogenannten Heilstatsachen, die uns so fest auf der Schule eingepflichtet worden waren?

Solche Fragen hatten mich unablässig beschäftigt. Ich hatte angefangen, theologische Bücher zu lesen, und ich war fest entschlossen, dass ich mir über die Sache Klarheit verschaffen wollte. Ja, endlich entschied ich mich, mich ganz dem Studium der Theologie zu widmen. Zu diesem Zweck aber musste ich zunächst einen philologischen Grad erlangen, und das wusste ich, würde drei bis vier Jahre in Anspruch nehmen, die Theologie selbst aber noch drei Jahre danach.

Ich hatte mich also auf ganz lange Zeit einzurichten, und ich tat es mit jugendlichem Mut. Ob ich aber jemals das Ziel erreichen würde und aus der Theologie einen Lebensberuf machen könnte, das war für meine nächsten Freunde und für mich selbst in schleierhaftes Dunkel gehüllt. Im ganzen kümmerte es mich aber wenig; denn das Studium selbst, das freie kameradschaftliche Leben, die tausend Anregungen einer akademischen Laufbahn liessen mich kaum zu mehr materiellen Erwägungen kommen. Ich suchte ja nach Wahrheit und nach einem Lebensinhalt, und da schien es mir auf ein paar Jahre mehr oder weniger nicht anzukommen.

Ich promovierte nach vierjährigem Studium auf der Universität zu Edinburgh als Master of Arts und ging dann auf drei Jahre nach Oxford, wo ich mich ganz der Theologie widmete. Zu gleicher Zeit aber war auch der Entschluss in mir gereift, wenn irgend möglich, mein Studium praktisch zu verwerten, indem ich mich in den Dienst der Kirche stellte.

Eine freie Kirche natürlich musste es sein; denn einmal würde nur eine solche, das sagte ich mir, eine Frau als Geistliche anstellen, dann aber hatte mich mein theologisches Studium mehr denn je von der Unhaltbarkeit des

Dogmenglaubens meiner Schulzeit überzeugt, und wie ich mich selbst zu einer ganz freien religiösen Anschauung durchgerungen hatte, so fühlte ich, konnte ich auch nur auf einer ganz freien Basis meinen Beruf ausüben.

Solche Basis fand ich in der „Freien christlichen Kirche“ zu Leicester, einer jener unitarischen Körperschaft angehörenden Kirche, welche ihre Geistlichen, sowie ihre Kirchenmitglieder allein auf die Anbetung Gottes und den Dienst der Menschheit im Geiste Jesu verpflichtet. Ich hatte es hier also mit einer Kirchengemeinschaft zu tun, die kein Dogma, kein Glaubensbekenntnis, keine Konsistorien, keinen Oberkirchenrat besitzt, sondern allein durch das echte, innige Band religiösen Empfindens und christlichen Bestrebens zusammengehalten wird.

Hier in Deutschland kann man sich schwer einen Begriff machen von den englischen Freiheitsidealen, gewöhnt wie man daran ist, dass die Kirchen von Staats wegen kontrolliert werden. Und doch bin ich fest davon überzeugt, dass wir Deutsche auch einen ähnlichen Grund der Freiheit in unserm Kirchenwesen erlangen müssen, wenn die Religion wieder eine spontane, lebenspendende Macht unter uns werden soll.

Die freie christliche Kirche in Leicester ist eine hübsche, kleine Kirche, ähnlich der amerikanischen am Nollendorfplatz. Sie ist mit einem Schulgebäude verbunden, in dem sonntäglich über 200 Kinder religiösen Unterricht erhalten. Die Gemeinde ist klein, aus ungefähr 150 zahlenden Mitgliedern bestehend, obwohl viel mehr die Gottesdienste besuchen. Es ist eine ganz junge Gemeinde. Die Kirche steht höchstens neun Jahre. Dennoch entfaltet sie eine rege Tätigkeit die ganze Woche hindurch. Da gibt es eine Bibelstunde, einen Diskussionsabend, einen geselligen Abend, wie einen Abendgottesdienst für Frauen, der ganz von den Damen der Gemeinde geleitet wird. Dazu finden am Sonntag zwei Gottesdienste mit Predigt morgens und abends statt, auch ein Nachmittagsgottesdienst für Männer, in dem oft bekannte Politiker und Sozialreformer den Vortrag halten, ja, es der Mühe wert erachten, die zweistündige Reise von London zu dem Zweck zu machen. Die freie christliche Kirche in Leicester ist eben, wie auch die meisten andern Freikirchen daselbst, von einem sehr freien sozialpolitischen Geist durchweht. Allerdings sind da nicht alle Radikale und Sozialisten, aber die Majorität ist es, denn Leicester ist die Stadt der Schuhfabriken, und der englische Schuhmacher steht von alters her in dem Ruf eines Denkers.

Fragt man mich nun aber, wie meine Gemeinde dazu kam, sich eine Frau zum Geistlichen zu wählen, so kann ich nur sagen, dass es sich alles auf ganz einfache, natürliche Weise machte. Der Gemeindegemeinderat hat sich eben dazu entschlossen, und aus rein sachlichen Gründen.

„Wenn eine Frau dieselben Qualifikationen hat wie der Mann, warum soll sie nicht dasselbe Amt bekleiden?“ sagte sich der nüchterne, vorurteilsfreie leicestersche Fabrikant. Dazu kommt, dass ja gerade die Frauen in England stark kirchlich interessiert sind und fast alle Laienämter in der Kirche bekleiden dürfen; in meiner Kirche sitzen sogar zwei Frauen im Gemeindegemeinderat. Zudem weiss jeder, der das englische Leben aus eigener Anschauung kennt, mit welcher Hochachtung man überhaupt den Frauen begegnet, sowohl im privaten wie im öffentlichen Leben, wie auch die Frau seit vielen Jahren am politischen Leben regen Anteil genommen hat, bis sie einmal das parlamentarische Stimmrecht erhält.

Ich aber möchte zum Schluss den Wunsch aussprechen, dass auch die deutsche Frau einmal frei werde im wahren Sinne des Wortes, dass auch sie von Staats wegen ihr unverkürztes Menschenrecht erlangen möge und damit die Möglichkeit, zu ihrer vollen Entfaltung zu kommen. Denn es ist doch eine historische Tatsache, dass man nach der Stellung der Frau in einem Lande den Grad der Kultur jenes Landes zu beurteilen vermag, und solange die Frau nicht in allen Dingen dem Manne gleichberechtigt ist, ist auch das Land nicht wirklich frei.

Gertrud v. Petzold.

Mitteilungen und Nachrichten.

Schenkungen. Von Herrn E. Pf.-S., Seon, erhalten wir fürs Lehrerinnenheim Fr. 10, die wir hiemit herzl. verdanken.

Greyerzfiel. Herr Dr. O. v. Greyerz teilt uns in Ergänzung der in Nr. 9 erschienenen Rezension seines Kinderbuches, in der die Frage aufgeworfen wurde, warum die grossen Schreibbuchstaben vermieden seien, folgendes mit:

Der Gedanke an eine Zukunft, in der man die grossen Initialen (wenigstens innerhalb des Satzes und für blosser Appellation, also nicht Eigennamen) weglassen wird, hat mich allerdings auch mitbestimmt. Ich bekam gerade damals, als ich mich über diese Frage entscheiden musste, eine Zuschrift von einem bernischen Lehrer, der mich dringend bat, den grossen Schritt zu wagen und den Kindern und Lehrern die zeitraubende und lästige Quälerei mit dem Unterscheiden von grossen und kleinen Initialen zu ersparen.

Allein, was bei mir den Ausschlag gab, war vielmehr folgende Erwägung. Meine Schreibfiel sollte nicht, als Hauptzweck, die Kinder schreiben lehren, sondern sie vielmehr mit der Druckschrift bekannt machen, damit sie Gedrucktes lesen können. In der Druckschrift musste ich, um das allgemeine Vorurteil nicht zu grob vor den Kopf zu stossen, die Unterscheidung der grossen und kleinen Buchstaben beibehalten. Mein Gedanke war nun, die Kinder durch *Lektüre des Gedruckten*, allmählich und empirisch, nicht durch Regeln, an diesen Unterschied zu gewöhnen, bis sie ihn los haben. Dem Lehrer aber wollte ich es freistellen, ob er überhaupt, und wann er diesen Unterschied von den Kindern auch in ihrer Schreibschrift verlangen wolle.

Meines Erachtens könnte man damit getrost warten, bis die Schüler unter dem Eindruck der Lektüre sich die grossen Buchstaben von selber aneignen.

Ganz so würde ich es mit der sog. Orthographie (eine in manchen Punkten sprachwidrige Pedanterie) halten und die Kinder unbefangen, mit vielen Fehlern meinetwegen, drauflos schreiben lassen, dann und wann zwar auf gewisse Regelmässigkeiten dieser (von Widersprüchen strotzenden und doch so angebeteten) Rechtschreibung aufmerksam machen, aber nicht streng, sondern mit der den Kindern schuldigen Duldung in dieser Sache. Es scheint mir überhaupt ein recht störender Irrtum im Lehrwesen, dass man die Fehler (sowohl im Schreiben als in irgend einer Leistung) bei den Kindern als etwas betrachtet, was von rechtswegen nicht sein sollte. Und doch sind Fehler, Verstösse, Mängel, Unzulänglichkeiten irgend einer Art die beständigen Begleiterscheinungen all unseres Handelns, und namentlich da ganz natürlich und selbstverständlich, wo wir uns